



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ebensowenig auf wie gegen den Kommandeur des Kadettenkorps. Er begleitet diesen nicht einmal regelmäßig bei den jährlichen Revisionen der Voranstalten. Der Generalinspekteur scheint, abgesehen von der Hauptanstalt, immer ohne ihn zu revidieren. Ob diese überwiegend durch höhere Offiziere geübte Beurteilung des wissenschaftlichen Schulunterrichts nach sonst herrschenden Anschauungen berechtigt und begründet sei, ist einer Prüfung wert.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Notzschei eines Gymnasiafienvaters. Die folgenden wohl vielen Vätern aus dem Herzen geschriebnen Auslassungen waren uns zugesandt worden, als der Erlaß des Kaisers vom 26. November noch nicht bekannt geworden war. Sie mögen als Duvertüre für das hier stehn, was wir in den nächsten Hesten über den Erlaß selbst und die humanistische Schule bringen werden. Der Gymnasiafienvater schreibt: Von der geplanten Reform der höhern Knabenschulen in Preußen ist es nach dem großen Lärm im Frühjahr ziemlich still geworden; nur so viel scheint festzustehn, daß der lateinische Unterricht auf den preußischen Gymnasien um mehrere Stunden vermehrt, das Englische verbindlich gemacht, im ganzen also die Zahl der Pflichtstunden des Gymnasiums erhöht werden wird. Wer als Vater eines Gymnasiafien lebhaften Anteil an allen Angelegenheiten der Schule nimmt, den wird diese Aussicht nicht nur beunruhigen, sondern geradezu erschrecken, besonders wenn er in einer Großstadt wohnt, wo weite Schulwege, nervenangreifender Lärm und Zerstreuung aller Art, außerdem aber ein scharfer Wettbewerb unter den Schulen gleicher Gattung hinzukommen. Ein Schüler der mittlern Klassen eines Gymnasiums hat nach den Lehrplänen von 1892 dreißig Stunden; dazu kommen als allgemein verbindlich drei Stunden Turnen und zwei Stunden Singen. Wenn es in den Bemerkungen zu den Lehrplänen heißt, daß diese fünf Stunden nicht als eigentliche Arbeitsstunden zu erachten seien, so haben inzwischen wiederholte eingehende Untersuchungen erwiesen, daß insbesondere die Turnstunden den jungen Körper (auch den Geist) ganz gehörig angreifen und ihn eine Zeit lang für geistige Arbeit weniger empfänglich machen; mindestens entziehen diese Stunden den Schüler der Erholung oder der Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden. Zu diesen fünf- unddreißig Stunden treten dann für den Unterssekundaner, der sich am Zeichenunterricht beteiligt (und wie nötig ist heutzutage Übung im Zeichnen für alle Berufsleute), weitere zwei Stunden, macht zusammen siebenunddreißig Stunden wöchentlich. Aber damit ist das Maß noch nicht voll. Im Sommer sind Turnspiele unter Aufsicht eines Lehrers eingerichtet worden, denen sich der Schüler auch nicht gut entziehen kann, und die ihn mit dem Hin- und Rückweg noch ungefähr drei Stunden in Anspruch nehmen und für den Rest des Tages gewöhnlich unfähig zur Arbeit machen. Dazu rechne man wöchentlich sechs Stunden (sechs Vormittage und drei Nachmittage zu je vierzig Minuten für Hin- und Rückweg) für den Schulweg, das ergibt zusammen sechszwanzig Stunden wöchentlich. Für den Schüler einer

obern Klasse gelangt man zu demselben Ergebnis, da in dieser das Englische als wahrfreies, aber unter den heutigen Verhältnissen notwendiges Fach hinzutritt. Und nun die häusliche Arbeit! Auf dem Papier nehmen sich ja die Bestimmungen für die Beschränkung der häuslichen Arbeiten ganz schön aus, die Wirklichkeit ist aber ganz anders. Der Schüler einer höhern Klasse hat fast keinen Tag unter zwei Stunden, sehr häufig über drei und vier zu arbeiten. Ein paar mathematische Aufgaben nehmen oft allein diese Zeit in Anspruch. Dazu kommt noch die fortgesetzte Aufregung der Schüler durch die im Übermaß getriebne Extemporalien-schreiberei, die zwar ihr sehr Bequemes für die Lehrer hat, die Jungen aber geradezu aufreibt; und zum Schluß das Drängen und Treiben der Lehrer vor den Prüfungen. Die sogenannte Abschlußprüfung nach dem einjährigen Besuch der Untersekunda ist auch in dieser Beziehung ungemein schädlich, da den Schülern ein ruhiges Fortarbeiten unmöglich gemacht wird; denn schon von der ersten Stunde des Jahres an ängstigt man sie mit diesem Gespenst, das hoffentlich recht bald in den Dufus versinkt. Wenn wir Schul- und Arbeitsstunden zusammenzählen, so kommen wir auf rund sechzig Stunden wöchentlich, macht also für den Tag zehn Stunden. Wer daneben noch Musik oder eine andre Kunst pflegen will (und schließlich hat ein Mensch doch auch das Recht, etwas Kunst zu üben), der muß seiner Erholung noch mehr Stunden entziehen. „Die Schule, so lese ich in einem pädagogischen Buch, soll nimmermehr glauben, daß sie allein bilde und erziehe. Die freie Arbeit des Einzelnen für sich und an sich thut es mit ihr in hohem Maße. Darum darf eine jede Schule ihren Schutzbefehlen nicht nur für sich in Anspruch nehmen, wenn sie freies Interesse und Individualität nicht geradezu erdrücken will. Die Hingabe an eigne Liebhabereien, der Umgang mit der Natur, die Pflege der Künste beanspruchen entschiedne Berücksichtigung seitens der Schule, damit Bedingungen geschaffen werden, unter denen das Gemüt von mancherlei Mißbehagen, Spannungen, Bedrücktheit oder gar leidenschaftlichen Strebungen abgelenkt werde, die gar zu leicht durch unaufhörlichen Druck überhäufte Schularbeit eintreten.“ Das sind goldne Worte, aber sie werden nicht befolgt.

Ich habe es seit meiner eignen Jugend noch nicht erlebt, daß Gymnasiasten auf eigne Faust hinausgezogen sind in Feld und Wald, um Räuber und Gendarm oder Soldaten zu spielen; sie können ja gar nicht mehr allein spielen, mindestens ein Probekandidat muß dabei sein. Unter solchen Umständen fehlt auch die rechte Freude zum lernen, und mit Leidenschaft sehnt der junge Mann die Zeit herbei, wo er die Bücher in die Ecke werfen und einmal nach eigenem Geschmack und Wohlgefallen leben kann. Je größer während der Schulzeit der Druck gewesen ist, desto maßloser wird nach dieser der Genuß. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß die Ursachen der kürzlich von zwanzig Universitätsprofessoren beklagten geschlechtlichen Ausschreitungen der Studenten zum Teil auf die Überbürdung der Gymnasiasten zurückzuführen sind. Der zweiundsiebzigste Naturforscher- und Arztetag hat vierundzwanzig Unterrichtsstunden wöchentlich als das höchste Maß aufgestellt; er nennt die Abschlußprüfung in Untersekunda einen Hohn auf die Hygiene und verlangt, daß der Nachmittag der Erholung gehöre. Und wenn die Lehrer an Gymnasien behaupten, es gebe keine Überbürdung, so irren sie sich; sie wird verursacht durch die vielen Fächer und dadurch, daß heutzutage in allen Fächern etwas geleistet werden muß. Als wir Gymnasiasten waren, genügte es, in Latein und Griechisch etwas zu können und einen befriedigenden deutschen Aufsatz zu schreiben; die mathematischen Arbeiten wurden meist von den Dichtern der Klasse abgeschrieben, für die übrigen Fächer arbeitete man überhaupt nichts. Das ist jetzt ganz anders geworden, und wenn die Behörde wirklich vorhat, auch das Englische verbindlich zu machen, dann mag sie neben jedes Gymnasium eine Nerven- oder Zerebralanstalt bauen, es wird ihr an Insassen nicht fehlen. Schließlich ist ein Schüler doch auch ein Mensch, sozusagen,

und keine Maschine, in die man alles mögliche ohne Maß und Ziel hineinstopfen kann. *Multum non multa* ist ein alter, wahrer Spruch, der in mancher Aula mit goldnen Buchstaben prangt, aber nicht mehr befolgt wird. Wir leiden an einer Überschätzung des gedächtnismäßigen Wissens und der traditionellen Buch- und Schulgelehrsamkeit und glauben damit alles erreichen zu können. Ein großer Irrtum! Gesunde, kräftige Jünglinge mit starkem, sittlichem Willen müssen wir erziehen, wenn unser Vaterland blühen und gedeihen soll. Wenn einmal reformiert werden soll, dann setze man die Zahl der Unterrichtsstunden auf ein erträgliches Maß herab, beschränke sich auf weniger Fächer und lasse vor allem den Schülern Zeit, sich in Lieblingsfächer zu vertiefen und darin auch etwas zu leisten, was über das Maß der Schule hinausgeht. Dann können sich die Schüler auch in das Studium der alten Kultur vertiefen, sich mit Ruhe und also auch mit Freude ein gründliches Wissen erwerben und dem öden Drill entzogen werden, der jetzt auf recht viel Gymnasien herrscht und Schüler und Eltern das ganze Jahr lang in Angst und Spannung hält.

Die konfessionellen Verhältnisse Schlesiens. In dem kürzlich in den Grenzboten erschienenen Aufsatz: „Katholische Inferiorität und ultramontane Parität“ findet sich auf S. 396 (Heft 35) der Satz: „Da Friedrich der Große die fast ausschließlich katholischen Einwohner des eroberten Schlesiens in dem Verdachte der Hinneigung zu Österreich hatte, so usw.“

Diese Worte: „die fast ausschließlich katholischen Bewohner Schlesiens“ beweisen, daß man im Innern Deutschlands vielfach über die konfessionellen Verhältnisse Schlesiens eine falsche Vorstellung hat. Denn in ähnlicher Weise wurde vor einiger Zeit von dem „katholischen“ Breslau in einer andern Zeitschrift gesprochen und für diese Behauptung der lächerliche Grund angegeben, daß Breslau den Katholiken Forckenbeck zum Oberbürgermeister gewählt hat. Andre sagen: Breslau hat einen Bischof und ist darum katholisch.

Dieses „katholische“ Breslau hatte bei der letzten Zählung (von 1895) 214 000 evangelische und 140 000 katholische Einwohner, sodaß das Verhältnis 3 : 2 ist; es hat z. B. drei evangelische, zwei simultane und ein katholisches Gymnasium; auf der linken Oderseite, auf der der Hauptteil der Stadt liegt, merkt man wenig von Katholizismus. Bald nach dem Auftreten Luthers ist die Stadt zur Reformation übergegangen, hat sogar in der trüben Zeit des Dreißigjährigen Krieges ihren evangelischen Charakter gewahrt und ihre evangelischen Kirchen erhalten, während die kleinern Städte Schlesiens sie meistens haben herausgeben müssen, und noch in der letzten Zeit der österreichischen Herrschaft hat sich der Stadtrat lange, wenn auch vergeblich gegen die Errichtung der Jesuitenuniversität gestraubt.

Jetzt steht als Zeichen, daß auch auf der rechten Oderseite, wo der Dom und die Bischofsresidenz stehn, zahlreiche Evangelische wohnen, dort die Lutherkirche, eine Erinnerung an die Feier von Luthers vierhundertjährigem Geburtstag.

Was die Provinz anlangt, so ist freilich der Bezirk Oppeln (Oberschlesien) wesentlich katholisch; nur der zehnte Teil der Einwohner ist evangelisch. Im Bezirk Breslau ist es ungefähr wie in der Stadt Breslau; im Bezirk Liegnitz endlich ist das Verhältnis der Evangelischen zu den Katholischen 5 : 1. Im ganzen haben die Katholiken einen kleinen Überschuß.

In dem Artikel der Grenzboten wird ja nun freilich von der Zeit nach der Besitznahme gesprochen; aber es ist doch bekannt, daß so starke Verschiebungen in den konfessionellen Verhältnissen, wie sie, wegen des jetzigen Zustandes, hätten eintreten müssen, wenn damals die Einwohner Schlesiens fast ausschließlich katholisch gewesen wären, thatsächlich nicht stattgefunden haben; die evangelischen Einwohner

Schlesiens, deren Vorfahren auch im Lande gewohnt haben, nehmen nicht an, daß diese katholisch gewesen sind. Eher ist Schlesien in der letzten Zeit, wegen der starken Vermehrung der Oberschlesier und durch Ein- und Auswanderung, etwas katholischer geworden als früher.

Ferner ist doch bekanntlich Schlesien die Provinz Preußens, die am schnellsten preußisch geworden ist; die Schlesier, zumal die evangelischen, waren froh, die österreichische Herrschaft los geworden zu sein. Die hundertfünfzigjährigen Jubiläen, die von zahlreichen evangelischen Kirchen Schlesiens in der letzten Zeit gefeiert worden sind, haben uns vergegenwärtigt, wie viele Kirchen in der ersten Zeit der preußischen Herrschaft gebaut worden sind, und daß die Zahl der Evangelischen nicht klein gewesen ist. Viele waren es heimlich gewesen und wurden es nun wieder öffentlich. In einem ganz katholischen Lande wäre doch eine so schöne evangelische Kirche nicht möglich, wie die Gnadenkirche, die sich die Hirschberger noch in der letzten Zeit der Österreicher errichtet haben, nachdem ihnen Karl XII. von Joseph I. die Erlaubnis erwirkt hatte.

Die Schlesier müssen aber auch dagegen protestieren, daß fast alle katholischen Einwohner der eroberten Provinz zu Österreich hingeneigt hätten; denn so lautet die Äußerung in dem Grenzbotenartikel. Es ist auch Friedrich gar nicht eingefallen, alle im Verdachte zu haben; er wußte wohl, daß er es nicht brauchte, und gegen wen allein der Verdacht berechtigt war.

R. S.

Philosophie und Cyclisation. Während vor kurzem noch am Sterbebette der Philosophie die Humanisten jammerten und die Realisten frohlockten, hat sich die 3000 Jahre alte Dame plötzlich verjüngt, Pumphörslein angezogen und ist mit einem kräftigen „All Heil!“ in die weite Welt hinaus geradelt. Zwar ist es nicht gerade Metaphysik, was Eduard Berg in seiner Philosophie des Fahrrads (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900) treibt, sondern vorläufig nur praktische Philosophie, aber so gut wie Kant vom kategorischen Imperativ aus den verlorenen Gott wiedergefunden hat, kann das ja auch dem Radler von seiner neuen Welomoral aus gelingen. Das Radeln, so werden wir belehrt, macht den Leib gesund, stellt die Unschuld der Seele wieder her, erweitert den Blick durch Reisen in die jetzt auch dem Unbemittelten erschlossenen Fernen, stärkt Mut und Selbstvertrauen durch Gefahren, erleichtert das vom Denken beschwerte Hirn, überwindet Vorurteile und giebt dem Radler die in der Sklaverei der Mode und Sitte untergegangne Persönlichkeit wieder. Zugleich aber schließt das Rad alle, die ihm huldigen, ohne Vereinsfazungen zu einem Bunde zusammen, dessen Mitglieder, mögen sie Fürsten oder Arbeiter sein, sich als Brüder fühlen, einander bei den so häufigen Radunfällen hilfreich beizuspringen sich gewöhnen, und deren jeder in der Verteidigung seines Kleinods gegen die übermächtige Schar der feindlichen Philister ein Kämpfer für Recht, Freiheit und Fortschritt wird. So entsteht, den Radlern unbewußt, ein Weltreformbund, so baut sich allmählich die Harmonie auf von Individualismus und Sozialismus, von Egoismus und Altruismus, und erwächst der höhere und vollkommene Mensch, den Nietzsche mit dem Übermenschen eigentlich gemeint hat. Überwunden wird das Philistertum, auf den Trab gebracht der Faule, der sich jedem Fortschritt entgegenstemmt, weil dieser ihn in seiner Bequemlichkeit stört. Und zugleich bahnt das Fahrrad die wirtschaftliche Umwälzung an, die den äußerlichen Gesellschaftszustand der neuen Seelenverfassung anpassen wird. Es bringt Stadt und Land einander nahe, durchdringt die Dorfbewohner mit städtischem Geist, dezentralisiert die Industrie, macht allen Städtern den Naturgenuß zugänglich, fördert die nützlichen Industrien und bläst den schädlichen, wie der Korsettschneiderei und der Schnapsbrennerei, das Lebenslicht aus. Auch der Bücherfabrikation, von

der ja allerdings nur der kleinere Teil zur Klasse der nützlichen Industrien gerechnet werden kann, eröffnen sich im Jahrhundert des Sports nicht die besten Aussichten. Robert Schumann hat 1839 geschrieben: „Man sieht wenig Menschen in Berlin in den Straßen, die nicht ein Buch in der Hand hätten.“ Voriges Jahr dagegen hat ein Mitarbeiter des „Vär“ in der Zeit von acht Wochen gezählt: 92 Menschen, die Bücher trugen, 2417 mit Lawn-Tennisschlägern in der Hand, und 50000 Radfahrer. Cyclisation nennt man in England diese Erhebung der Menschheit auf eine höhere Stufe der Zivilisation.

Sicher ist wenigstens soviel, daß das Rad gleich dem Dampf und der Elektrizität zu den Kräften gehört, die das Leben beschleunigen, daß es bedeutende wirtschaftliche Veränderungen zur Folge hat, und daß es, gleich allem Sport, die leibliche und die seelische Gesundheit fördert. Ob es die großen sittlichen und sozialen Reformen bewirken wird, die sich die idealen unter seinen Verehrern davon versprechen, bleibt abzuwarten. Zum Teil wird die Entscheidung davon abhängen, ob sein Gebrauch wirklich allgemein wird oder auf einen Bruchteil der Gesellschaft, vielleicht auf ein Zwanzigstel, beschränkt bleibt. Der Verfasser würde eine Wahrscheinlichkeitsberechnung möglich gemacht haben, wenn er eine Radfahrerstatistik geliefert hätte, die über die Zunahme in den letzten zehn Jahren Aufschluß gäbe. Dem Augenschein nach zu urteilen, stockt die Zunahme seit einigen Jahren.

Sehr energisch tritt Verz für die radelnden Frauen und für die Sportkleidung bei beiden Geschlechtern ein. In dem, was er über den Begriff des echt Weiblichen und über die Kleiderfitten sagt, steckt wirklich ein gutes Stück praktischer Philosophie. Es würde eine Staats- und Gesellschaftsumwälzung bedeuten, wenn der Richter und der Geistliche nicht allein den Sportanzug im Gerichtssaal und in der Kirche zuließen, sondern ihn selbst trügen, und zwar bei ihren Amtsverrichtungen, auf die ehrwürdige Hülle verzichtend, die dazu bestimmt ist, etwaige Unwürdigkeiten der Person zu verdecken oder vergessen zu machen. Verz betont, daß der Sportanzug vom Bedürfnis, nicht von der Mode befohlen wird, während die lange Hose eine Erfindung der Mode ist, die vor reichlich hundert Jahren von allen Stützen der damals zusammenbrechenden Gesellschaft für unanständig erklärt wurde. Er hätte noch daran erinnern können, mit welcher sittlichen Entrüstung ein alter Geschichtschreiber — wenn wir uns recht erinnern, Appian — erzählt, Cäsar habe sich nicht geschämt, sogar vor den Augen von Damen — behost zu erscheinen.

Übrigens hält sich Verz bei aller Begeisterung von Übertreibungen frei; er ist weit entfernt davon, das Rad für ein hygienisches, moralisches und soziales Universalmittel zu halten und warnt, was sehr verdienstlich ist, eindringlich vor allen unsinnigen Ausartungen des Radsports; die Berufsfahrerei verwirft er unbedingt; sie ruiniere die Leute so, daß sie die stärksten Jünglinge militäruntauglich und die meisten schon mit 25 Jahren ganz elend mache. Ein bedeutender Teil des Buches ist den elenden Straßen und der löblichen Polizei gewidmet, zwei Gegenständen, die jedes Radlers Blut in die lebhafteste Wallung zu versetzen scheinen. Das hübsche Buch sei sowohl den Freunden wie den Feinden des Rades bestens empfohlen; diese wird es lehren, sich ihrer Oriesgrämigkeit und reaktionären Gesinnung zu schämen, jene werden ihre Freude daran haben und viel nützliches daraus lernen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über den Sprachgebrauch. Die Worte: Fahrrad und Radfahrer sind unsinnig und falsch, da nicht gefahren, sondern geritten wird; das bemerkt gelegentlich auch Verz, aber er erwähnt nicht, daß vor ein paar Jahren ein schlesischer Edelmann, dessen Namen wir vergessen haben, die richtigen Bezeichnungen Reitrad und Radreiter vorgeschlagen hat.

Von der Kellnerbewegung. Wie wir grundsätzlich über die Kellnerwirtschaft urteilen, haben wir im 46. Heft des Jahrgangs 1897 gesagt. Seitdem haben die Kellner, d. h. die verhältnismäßig wenigen, die einem Verein angehören, fleißig agitiert, und die Reichskommission für Arbeiterstatistik hat nach Beendigung ihrer Untersuchungen Vorschläge entworfen, die jedoch von den Kellnern als ganz ungenügend mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Gastwirtsgehilfen jeder Art und jedes Alters sollen eine Ruhezeit von acht Stunden täglich haben, die noch dazu an sechzig Tagen im Jahre um eine Stunde verkürzt werden darf, und außerdem jede Woche sechs Stunden Ausgehzeit. Weiblichen Personen unter achtzehn Jahren soll das Bedienen der Gäste untersagt werden, und die Beschäftigung von Kellnern und Köchen unter sechzehn Jahren in der Zeit von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens verboten sein. Küchenmädchen unter sechzehn Jahren sollen die ganze Nacht beschäftigt werden dürfen. Kurz nachdem diese Vorschläge bekannt geworden waren, in den Tagen vom 6. bis 9. März 1900, haben die deutschen Gastwirtsgehilfen in Berlin ihren Fachkongreß abgehalten.

Das Protokoll der Verhandlungen ist im Verlag des Kongreßausschusses (bei C. Dietrich in Berlin) erschienen. Was die Teilnehmer über ihre und ihrer Kameraden Lage mitgeteilt haben, bestätigt durchaus die Ansicht, die wir uns längst aus persönlichen Wahrnehmungen gebildet hatten. Nur ein paar Kuriosa heben wir hervor. Daß die Kellner meistens keinen Lohn bekommen, viele sogar noch etwas an den Prinzipal herauszahlen müssen, ist bekannt. Aus dem Protokoll erfahren wir nun, daß sie an manchen Orten durch das sogenannte Bruchgeld das Inventar erhalten, Gehilfen wie Zuträger und Silberputzer, mitunter sogar den Oberkellner bezahlen müssen; auf solche Besoldungen haben Kellner in Berliner Cafés täglich 20 bis 25 Mark zu entrichten. In Paris muß der Kaffeekellner schon am frühen Morgen, ehe das Geschäft beginnt, dem Herrn 5 bis 8 Franken bezahlen, also sich täglich die Erlaubnis zum Bedienen erkaufen. In der Arbeitsordnung eines Hotels heißt es: Der Zimmerkellner ist für sämtliches Inventar, wie Geschirre und Silber, haftbar und hat außer etwaigem Ersatz monatlich 40 Mark an das Haus abzuführen. Für gute Portierstellen sollen Pachten von 20000 Mark nichts seltnes sein. Wie es kommt, daß trotzdem nicht alle Gastwirte fett, manche sogar bankrott werden, erklärt die folgende Mitteilung des Kellners Wlody: „Die Posener Bahnhofswirtschaft zahlte früher 16000 Mark Pacht. Ich bekam da 30 Mark Gehalt, vollständig freie Station und Logis und hatte es gut. Dann kam ein neuer Wirt, der 32000 Mark Pacht zahlte. Dieser gewährte anfangs 24 Mark monatlich, keine Wohnung und spärliche Kost; später fiel der Gehalt weg. Der jetzige Pächter zahlt 42000 Mark Pacht; seine Kellner bekommen nichts als sehr schmale Kost.“

Leider ist der Eisenbahnfiskus nicht der einzige Hausagrarier. Ein Redner erörtert die Ursachen der schlechten Bezahlung der Kellner, vergißt aber die hauptsächlichste: daß sie ungelernte Arbeiter sind. Nur von solchen Kellnern, die in internationalen Hotels bedienen und mehrere Sprachen radebrechen, oder die eine Hotelverwaltung und damit eine größere Buchführung übernehmen, kann man sagen, daß sie etwas gelernt haben müssen. Es ist wahr, auch schon ein kleinerer Gastwirt muß so manches wissen und verstehen, z. B. wie viel man von jeder Art Fleisch zu einem Essen für zwanzig Personen braucht, aber das sind alles Dinge, die jede Tochter einer tüchtigen Mutter zu Hause nebenbei lernt, und die keinen besondern Unterricht erfordern. Und diese Dinge lernen die meisten Kellner nicht einmal; es giebt Gastwirte, die mit ihren Lehrlingen niemals ein Wort sprechen, viel weniger sich die Mühe geben, ihnen irgend etwas begreiflich zu machen. Dieses und die Mißachtung, in der nach dem Geständnis der Kongreßteilnehmer die Kellner

wegen des geringen moralischen Wertes vieler Mitglieder ihres Standes stehen, erklärt zur Genüge, warum das Durchschnittseinkommen der Kellner bei unerträglichen Arbeitsbedingungen niedrig bleibt. Aber da der geringe moralische Wert eine Wirkung ihres von allen Bildungseinflüssen absperrenden Sklavenlebens und der Trinkgelderwirtschaft ist, sie also nicht dafür können, und da der Kellnerdienst bei dem heutigen Zustande, wo ein großer Teil des Volks die Hälfte oder wenigstens ein Viertel seiner Lebenszeit im Gasthause zubringt, keine Luxusleistung, sondern unentbehrlich ist, so bleibt es trotzdem Pflicht des Staates, für bessere Arbeitsbedingungen zu sorgen, wodurch ja dann auch die Moralität des Standes gehoben werden wird. Die Kongreßteilnehmer haben das richtige getroffen mit der Ansicht, daß die Wurzel des Übels in der Lehrlingszüchtereie stecke, nur daß der Ausdruck falsch ist, da nach dem mitgeteilten die jungen Kellner gar keine Lehrlinge, sondern nur unbezahlte jugendliche Arbeiter sind. Der Kongreß fordert darum für die Leute unter sechzehn Jahren eine ununterbrochene Ruhezeit von zehn Stunden und außerdem Arbeitspausen für Mahlzeiten und Erholung von zusammen vier Stunden, sowie Verbot der Beschäftigung zwischen zehn Uhr abends und sechs Uhr morgens, endlich Besuch von Fach- oder Fortbildungsschulen. Gewisse Klassen von Wirtschaften sollen Lehrlinge gar nicht halten dürfen. Wird das durchgeführt, so wird von zwei Fällen einer eintreten. Entweder die Gastwirte verzichten auf die Jungen; dadurch wird der Zufluß zum Kellnergewerbe eingedämmt, und das verminderte Angebot verbessert die Lage der Kellner von selbst; oder es wächst eine Generation gebildeter Kellner heran, die sich keine unwürdigen Arbeitsbedingungen gefallen läßt. Von den Köchen hatten wir bisher geglaubt, sie würden sehr gut bezahlt. Aus diesen Verhandlungen erfahren wir, daß ihre Lage nicht viel besser ist als die der Kellner, obwohl sie ein hohes Lehrgeld zahlen müssen.

Die Kellnerinnenfrage ist sehr eingehend behandelt worden. Um zu begreifen, wie schwierig, vielleicht unlösbar sie ist, darf man nur an den Unterschied denken zwischen einem anständigen Dorfwirtschaftshause, wo die ehrbaren Töchter und Mägde unter Aufsicht der Hausfrau bedienen, und einer großstädtischen Animierkneipe, und an die unzähligen Zwischenstufen und unmerklichen Übergänge; wie soll ein Gesetz allen diesen grundverschiedenen Wirtschaften gerecht werden?

Die Beschränkung der Arbeitszeit und die Postdienststunden. Die Arbeitszeit für den Einzelnen einzuschränken, wird heute von allen Seiten erstrebt. Diese Bewegung hat nicht nur im sozialdemokratischen Lager zu der Forderung des Achtstundentags geführt, sondern sie hat auch weite Kreise der bürgerlichen Parteien ergriffen. Die Reichsgesetzgebung ist diesen Bestrebungen gefolgt zunächst durch die Bestimmungen über die Sonntagsruhe, die auch eine durchgreifende Beschränkung der Sonntagsarbeit zur Folge hatten. Ein weiterer Fortschritt auf diesem Gebiete ist die Festsetzung des „Neunuhrgeschäftsschlusses.“

Die Postverwaltung hat bisher die Gepflogenheit beobachtet, ihre Geschäftsstunden für den Verkehr mit dem Publikum lediglich den Gewohnheiten der Geschäftswelt anzupassen, ohne dabei selbst bestimmend aufzutreten. So sind auch die Schalterdienststunden an den Sonntagnachmittagen, die früher in die Zeit von fünf bis sieben Uhr nachmittags fielen, erst nach der Einführung der gesetzlichen Sonntagsruhe in die Mittagszeit von zwölf bis zwei Uhr verlegt worden. Dieses Verfahren ist zwar ein Entgegenkommen der Post gegenüber der Geschäftswelt, aber es ist im Grunde genommen doch ein taktischer Fehler, denn die Reichsregierung begiebt sich damit des wirksamsten Mittels, kürzere und dem Gesamtwohl förderliche Arbeitszeiten durchzuführen.

Heute hält die Post an den Werttagen in allen Städten ihre Schalter bis

acht Uhr abends geöfnet. Spät abends ist überall noch eine Briefbestellung, und die Briefkästen werden bis in die Nacht hinein geleert. Es ist nur natürlich, daß jeder Geschäftsmann eifrig bemüht ist, diese Verkehrseinrichtungen nach Kräften auszunutzen. Ja er ist durch die Lage der Postdienststunden geradezu gezwungen, seine Angestellten bis spät abends arbeiten zu lassen, da er sonst der Konkurrenz, die auch noch den letzten Anschluß ausnützt, nicht gewachsen bliebe. Aber wirklichen Nutzen hat niemand von diesem zu weit gehenden Entgegenkommen der Post. Die Briefe, die spät abends bestellt werden, können nur ganz ausnahmsweise noch an demselben Tage erledigt werden. Sie bleiben durchweg bis zum nächsten Morgen liegen; es würde also nichts versäumt werden, wenn sie der Briefträger mit der ersten Post am frühen Morgen brächte. Ebenso unzweckmäßig ist es, daß die Post bis abends acht Uhr und für gewöhnliche Briefe noch länger dem Publikum Gelegenheit giebt, Sendungen aufzugeben. Die zu weit ausgedehnten Geschäftsstunden der Post sind das Haupthindernis, weshalb bei uns die für die gesamte arbeitende Bevölkerung so segensreiche englische Arbeitszeit nicht eingeführt wird. Wenn die Postschalter zwei Stunden früher geschlossen würden, und wenn für gewöhnliche Briefe nach sechs Uhr abends eine besondere Gebühr erhoben würde, so dächte niemand mehr daran, seine Komptoirstunden bis abends acht Uhr und noch länger auszudehnen. Die Einrichtung der englischen Arbeitszeit ohne längere Mittagspause würde sich dann von selbst ergeben, da sie dem Geschäftsmann am besten die Möglichkeit bietet, seine Sendungen bis sechs Uhr abends fertig zu machen.

Jetzt drängt sich die Arbeit in den Geschäften und im Zusammenhang damit bei den Postanstalten hauptsächlich auf die Abendstunden zusammen, also gerade auf die Zeit, die wegen der herrschenden Dunkelheit eigentlich zum Arbeiten am wenigsten geeignet ist. In der Zeit von sechs bis neun Uhr abends wickelt sich der Hauptverkehr ab. Es ist dies unzweifelhaft ein großer Uebelstand in unsrer Arbeitsteilung. Alle Einwendungen, die jetzt gegen einen frühern Geschäftschluß geltend gemacht werden, gründen sich in der Hauptsache auf die Einrichtungen der Post, die lediglich der althergebrachten Arbeitszeit angepaßt sind. Es wäre deshalb im sozialen Interesse dringend zu wünschen, wenn sich die Post in der Festsetzung ihrer Dienststunden nicht mehr ausschließlich von den vorhandenen Bedürfnissen der Geschäftswelt abhängig machte, sondern wenn sie dabei vor allem von dem höhern Grundsatze ausginge, daß ihre Einrichtungen den Anforderungen des gesamten Volks entsprechen müssen. Die Wirkung der Posteinrichtungen ist in dieser Beziehung außerordentlich groß: von dem Tage an, wo die Post früher schließt, werden auch die Geschäfte früher geschlossen.

Anfangs würde allerdings eine so einschneidende Maßnahme große Umwälzungen hervorrufen. Daß aber der bezeichnete Weg gangbar ist, zeigt uns England, wo die Post gegen sechs Uhr abends den Geschäftschluß hat. Auch unsre Geschäftswelt würde sich sehr bald in die veränderten Verhältnisse finden und ihre Einrichtungen den neuen Postdienststunden anpassen. Dieselbe Arbeit, die jetzt bei der üblichen großen Mittagspause bis acht oder neun Uhr abends geleistet wird, würde bei der englischen Arbeitszeit bis sechs Uhr abends erledigt werden können. Die Sicherheit und Pünktlichkeit in der Beförderung der Sendungen durch die Post würde aber bei der zeitigern Einlieferung nur gewinnen. Die Sendungen würden mit denselben Versendungsgelegenheiten wie jetzt befördert werden, sie könnten aber von den Postbeamten in größerer Ruhe ohne die sonst übliche Hast bearbeitet werden, sodas Fehlleitungen und andre Versehen weit seltner vorkommen würden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig